

Schlußbemerkung

Erziehungsschwierigkeiten und -probleme, das Verschwinden der Wirklichkeit oder der Sinne stellt sich – läßt man sich ganzheitlich auf den kindlichen Alltag ein – nur partiell als medientechnologisches Problem dar. Der Umgang mit und das Leiden an den Wirklichkeiten sind auch die Konsequenz eines komplexen Enkulturations- und Zivilisationsprozesses. Dies sollten kommunikationswissenschaftliche und medienpädagogische Forschungen mehr denn je berücksichtigen. Wer die mit dem Medienkonsum verbundenen kritischen Konstellationen aufzeigen und verändern will, darf nicht wie gebannt auf die Medien starren. Er muß beginnen, ganzheitlich zu denken und zu handeln, er muß beim Kind und dessen Ökosystem ansetzen. Nicht nur der Blick wird dann genauer, die Beziehung zu den Kindern gestaltet sich komplexer und intensiver. Veränderte Realitäten und die gewandelte Aneignung von Wirklichkeiten erfordern auch ein Überdenken pädagogischer Handlungsmuster. Eine produktive Gestaltung von Wirklichkeit, eingreifendes und umgestaltendes Handeln sind nicht möglich, wenn man Kinder in ein pädagogisch geschütztes Gehege steckt. ■

ANMERKUNG

1. Die Überlegungen basieren auf verschiedenen kommunikationspädagogischen Projekten, die ich in den letzten Jahren zum Beispiel im Land Niedersachsen, im Landkreis Reutlingen und in verschiedenen österreichischen Bildungsstätten durchgeführt habe. Ergebnisse der Beratungstätigkeit finden sich in dem Buch »Kinder brauchen Grenzen«, das im April 1993 im Rowohlt-Verlag erscheint.

DER AUTOR

Jan-Uwe Rogge, Dr. phil., arbeitet freiberuflich als Kulturwissenschaftler und Familienberater und lebt in Bargteheide bei Hamburg.

Das Kind wahrnehmen

Interview mit der Soziologin und Psychotherapeutin
Angelika Schretter (München)

Immer mehr Familien suchen Hilfe in einer Therapie, weil Kinder sich auffällig verhalten – ausgelöst durch Probleme, die Eltern miteinander haben. Da das Zusammenleben nicht mehr so recht klappt, plädiert die Familientherapeutin Angelika Schretter für eine Erziehung zur Bindungsfähigkeit. Wenn ganze Familien Hilfe brauchen, spielt das Fernsehen kaum eine Rolle: weder als Verursacher noch als Löser von Problemen.

IZI: Frau Schretter, Sie sind Heilpraktikerin und Psychotherapeutin.

Schretter: ... und Soziologin.

IZI: Wer kommt denn zu Ihnen?

Schretter: Meine Praxis gliedert sich auf in Einzeltherapie und Familientherapie, wobei die Familientherapie sich wieder ausdifferenziert in Partnertherapie und Therapie mit Familien, also, Vater, Mutter und Kinder.

IZI: Warum kommen denn Vater, Mutter, die Kinder zu Ihnen?

Schretter: Der hauptsächliche Grund sind natürlich die Kinder. Die Eltern haben Schwierigkeiten mit den Kindern und denken, mit den Kindern muß etwas gemacht werden, da stimmt was nicht ganz. Und es dauert dann nicht sehr lange, bis ich ihnen mitteilen muß, daß es in allererster Linie natürlich in der Elternbeziehung liegt; an der Art und Weise, wie Eltern mit Konflikten umgehen, wie sie überhaupt Familie gestalten. Das wirkt sich aus auf die Kinder, auf die Schwierigkeiten der Kinder. Es sind Schulschwierigkeiten, es sind Erziehungsschwierigkeiten, es sind Konzentrationsschwierigkeiten, es können aber auch psychosomatische Symptome wie Einnässen oder sogar Einkoten sein.

IZI: Eltern sehen also Probleme zunächst bei ihren Kindern, nicht bei sich selber?

Schretter: Ja, es ist natürlich so, daß die Kinder die Symptomträger sind, das ist das erste, was wahrgenommen wird. Und normalerweise – das ist jetzt ein kleiner Seitenhieb auf die Schulmedizin – ist es ja auch so, daß nur am Symptom kuriert wird. Und so ist auch unser Alltagsdenken fokussiert: Das Kind hat ein Problem, da müssen wir jetzt mal was tun. Normalerweise würden die Eltern am liebsten nur das Kind in Therapie schicken, im besten Fall noch die Mutter mit dabei. Den Vater dann dazu zu bekommen, ist schon ausgesprochen schwierig in den meisten Fällen. Aber Familientherapie geht nun mal davon aus, daß die ganze Familie als System behandelt wird und daß das Symptom des Kindes ein Symptom des *ganzen* Familiensystems ist und deshalb auch die ganze Familie behandelt werden muß.

IZI: Warum haben Familien Probleme?

Schretter: Da kann man natürlich weit ausholen. Man muß soziologische Gegebenheiten nennen, wie die sehr veränderten Geschlechterrollen zum Beispiel. Die Berufstätigkeit der Frau spielt natürlich auch eine große Rolle, ebenso das Konzept der autoritären Erziehung. In Deutschland, würde ich sagen, muß auch die Kriegsgeschichte mit reflektiert werden. Ich meine, daß besonders in Deutschland die Vater- und Mutterrollen nicht sehr gut ausgefüllt sind.

Wir haben hier Identitätsprobleme. Ich stelle immer wieder fest, sowohl in der Familientherapie als auch in meiner Supervisionstätigkeit mit Erzieherinnen, daß die Deutschen eigentlich nicht wissen, wie sie Eltern sein sollen.

IZI: Haben wir's heute mit einem schwachen Vater zu tun und mit einer dominanten Mutter?

Schretter: Mal ganz kurz gesagt: Die starke Mutter würde ich nicht unbedingt so sehen; aus meiner Perspektive sehe ich doch auch sehr sehr viele hilflose Mütter. Mag sein, daß sie sich dann irgendwo dominant gebärden und dominant einbringen, aber als Erzieher haben sie doch auch eine sehr hilflose Seite.

IZI: Und die Väter?

Schretter: Also, was man einfach durch die Bank feststellen kann, ist, daß die Väter nicht anwesend sind, daß sie, aus welchen Gründen auch immer, sich am Erziehungsprozeß nicht wirklich beteiligen. Ich glaube aber nicht, daß das ein neues Phänomen ist. Ich glaube, daß es sehr alt ist. Ich meine allerdings auch, daß es sich ein bißchen gebessert hat in der heutigen jungen Vätergeneration. Ich sehe es zum Beispiel an den Vorträgen, die ich halte. Vor acht Jahren war ich erfreut, wenn ein Vater mit dabei war bei den Vorträgen, mittlerweile sind es einige mehr, die sich diese Vorträge über Erziehungsfragen anhören.

IZI: Versagen Väter als Vorbilder?

Schretter: Wie soll der Vater Vorbild sein, wenn er nicht da ist? Ich denke, vieles hängt erst mal daran, daß der Vater nicht weiß, was wirklich los ist zu Hause. Hinzu kommt sicher, daß er sich auch gar nicht mehr als Vorbild versteht, daß er viele seiner Orientierungsfunktionen tatsächlich an die Mutter abgibt oder abgeben will, obwohl diese der Aufgabe auch nicht voll gerecht wird. Ich sehe oft Väter dabei sitzen, wenn Mütter über die Erziehungsprobleme sprechen, und sie fragen lediglich dazwischen: Ja, wie war denn das damals und was meinst du denn? ... und was machen wir denn jetzt? Also, es ist tatsächlich oft bei den Vätern weder eine Kenntnis der Situation noch ein eigener Standpunkt spürbar.

IZI: ...was dann von den Müttern aufgefangen werden muß?

Schretter: Was ich feststellen kann: Es ist tatsächlich eine ziemliche Rollenunsicherheit da. Auf der einen Seite natürlich schon das Bewußtsein, daß man als Mutter, als Frau, dem Kind Geborgenheit und Gefühlsbeziehung geben sollte, auf der anderen Seite aber eine gewisse Schwäche, sich auch wirklich zu behaupten. Da scheint mir auch wieder die deutsche Geschichte mit rein zu spielen, daß die Frauen im Faschismus stark sein mußten, aber eigentlich sich nicht stark zeigen durften. Und das scheint immer noch nachzuwirken. Die Mütter haben schon Gefühlsstärke, aber sie trauen sich nicht, das wirklich durchzuziehen.

IZI: Obwohl sie doch jetzt, zumindest, was die jüngere Generation angeht, durch ihre Berufstätigkeit und unter dem Druck, sich im Beruf durchsetzen zu müssen, ja auch eine zunehmende Durchsetzungsfähigkeit entwickeln könnten?

Schretter: Sie könnten es, aber jenes Selbstvertrauen, sich behaupten zu dürfen, muß sich erst entwickeln. Das braucht Zeit. Es hängt bislang primär davon ab, ob man's von der Mutter her mitgekriegt hat, daß Frauen sich trauen können, von der Gefühls-ebene her zu argumentieren.

IZI: Bei aller Unsicherheit sind es doch die Mütter, die erziehen. Was bedeutet das für die Kinder, insbesondere dann, wenn sie sich lösen müssen von der Allmutter sozusagen?

Schretter: Ich glaube, daß für die Jungen mehr Probleme entstehen als für die Mädchen, eben weil der Vater nicht da ist, der ihnen bei diesem Ablöseprozeß hilft. Wenn nun starke Bindungen da sind zwischen einem Elternteil und einem Kind, dann heißt das ja immer, daß die Elternbeziehung nicht so ganz in Ordnung ist. Und leider setzt sich dieser Mißstand im weitesten Sinn fort von einer Generation zur anderen. Daraus entsteht dann im Grunde so ein Henne-Ei-Problem: Die Männer lassen sich nicht auf die Beziehung zur Frau ein, weil sie von der Beziehung zu ihrer Mutter zu sehr gebunden werden – und die solchermaßen frustrierten Partnerinnen binden ersatzweise die Söhne an sich. Das wiederum heißt: Wenn also die Elternbeziehung nicht als Partnerbeziehung funktioniert, dann stützen sich Eltern immer unverhältnismäßig auf ihre Kinder.

IZI: Welche Probleme beschäftigen die Eltern außerdem noch?

Schretter: Zum einen sind es die Schulschwierigkeiten, Konzentrationschwierigkeiten, nicht ruhig sitzen können, motorische Unruhen, Blödsinn machen, sich nicht um Schulaufgaben scheren. Wir haben Kinder, die auffällig sind, weil sie selbst aus der Sicht der Eltern nicht richtig Freundschaft schließen können mit anderen Kindern, also Einzelgänger sind. Da fällt den Eltern schon auf, daß das nicht ganz in Ordnung sein kann. Dann gibt es natürlich noch die Kinder, die massiv auffällig sind, also

das, was wir im klassischen Sinn »verhaltensauffällig« nennen würden, Kinder, die sich wirklich von den Lehrern nichts mehr sagen lassen. Das scheint heute noch viel schlimmer geworden zu sein als früher. Ich meine auch, daß die Verhaltensauffälligkeit heute anders geartet ist.

IZI: Wie denn?

Schretter: Das sind nicht unbedingt Kinder aus sozial schwachem Milieu oder aus asozialen Verhältnissen, so wie's früher eigentlich klassisch war, sondern das sind unter Umständen Kinder aus gutsituierten Familien, die auch intelligent sind, die durchaus Zuneigung gekriegt haben, aber größtenteils auch materielle Zuwendung – wiederum quasi als Entschädigung. Die Gefühlsbeziehung aber, die so wichtig ist für das Wachstum eines jeden Kindes, ist nicht richtig entwickelt worden. Darüber hinaus stelle ich bei diesen Kindern eigentlich durch die Bank fest, daß da wirklich ein gewisser Halt von den Eltern fehlt, also diese Orientierungsfunktion, von der wir vorhin schon gesprochen haben. Diese haltgebende Orientierung der Eltern ist sehr sehr wichtig. Das Kind braucht sie, damit seine Triebimpulse kanalisiert werden und sich nicht wildwüchsig entfalten. Letzteres kriegen wir heute mit der wachsenden Aggressivität zunehmend jüngerer Kinder sehr deutlich vor Augen geführt.

IZI: Haben wir es heute mit einem neuen Sozialisationstyp bei den Kindern und Jugendlichen zu tun, der sich eben herausgebildet hat aufgrund einer gewissen Orientierungslosigkeit der Eltern?

Schretter: Ja nun, der neue Sozialisationstyp, der tritt alle zehn bis zwanzig Jahre auf. Aber ich meine tatsächlich, vor allem in meiner Arbeit mit

Erzieherinnen, beobachten zu können, daß sich so innerhalb der letzten zehn bis fünfzehn Jahre da etwas Neues abzeichnet. Und zwar sind das Kinder, die durchaus Kraft und Energie haben, also nicht so defizitär aufgewachsen sind, wie wir uns das klassischerweise vorstellen würden, die aber sehr leicht außer Rand und Band kommen, die teilweise eine motorische Unruhe haben, die nicht richtig faßbar ist. Es sind Kinder, die nicht lang stillsitzen können, die auch teilweise eine ganz unmotivierte Aggressivität haben, kein Schuldbewußtsein dabei haben – das ist interessant –, und die manchmal wirklich gut und böse nicht unterscheiden können, also teilweise nicht wissen, was sie tun, unter Umständen auch recht egozentrisch sind und teilweise gar kein Gefühl für andere Kinder haben. Ich meine, daß das sehr stark mit dieser fehlenden Orientierung zusammenhängt, daß tatsächlich – und das ist auch wieder interessant – die Eltern heute meinen, sie wollen nicht autoritär erziehen und dann aus lauter Vorsicht das Kind wirklich mit dem Bad ausschütten und gar nichts mehr vorgeben: das Kind machen lassen, was es will, das Kind nicht eingrenzen wollen, es beispielsweise nachts so lang auflassen, wie es will, dem Kind vor allen Dingen kein Nein entgegensetzen, keine Abgrenzung. All dies muß aber notwendig erfahren werden, um eine reife Ich-Du-Beziehung entwickeln zu können.

IZI: Ist Eltern denn bewußt, was sie damit anrichten?

Schretter: Es wird überhaupt nicht erkannt. Die Eltern sind eigentlich auf der Schiene: Ich will mein Kind nicht so erziehen, wie ich erzogen worden bin. Ich möchte mein Kind um Gotteswillen nicht prügeln, ich möchte es nicht strafen, ich möchte das Kind vernünftig erziehen, mit dem Kind reden, ich möchte ihm erklären, was es falsch macht. Und da liegt auch ein Problem, daß die Eltern zuviel erklären. Sie meinen, das wäre notwendig, und sie verstehen dabei nicht,

daß das Kind das unter Umständen noch nicht versteht, weil ja die kognitiven Fähigkeiten sich erst stufenweise ausbilden. Die gefühlsmäßige Haltung ist für das Kind viel relevanter als lange und vernünftige Erklärungen. Insofern stehen die Eltern immer wieder vor einem Rätsel: Ja, wir versuchen doch das Beste, wieso ist unser Kind eigentlich so garstig, so lieblos, so aggressiv?

IZI: Was ist denn des Rätsels Lösung?

Schretter: Ich bring's in meinen Vorträgen immer auf diesen einen Nenner: Eltern müssen wieder Eltern sein. Und sie müssen sich trauen, Eltern zu sein. Also Festigkeit und Klarheit als Vater und Mutter zeigen, woran sich die Kinder halten können. Ich meine damit keinesfalls einen Rückfall in das Autoritäre.

IZI: Es ist aber auch immer wieder verblüffend, mit welcher Kraft und mit welcher Unvoreingenommenheit die junge Generation ins Leben geht und zurechtkommt. Wie schätzen Sie denn die Chancen der jetzigen ganz jungen Generation ein?

Schretter: Ich glaube, daß die Anpassungsmechanismen ganz gut sind und daß sie größer sind, als wir das in unserer Schwarzmalerei immer voraussehen wollen. Ich meine zum Beispiel

die Frage des Fernsehens. Welchen Einfluß haben diese täglich zwei bis drei Stunden Fernsehen auf die rechte Gehirnhälfte? Ich glaube, das können wir alles überhaupt noch nicht prognostizieren. Das muß nicht alles schlecht sein, da kann vielleicht wirklich eine neue kulturelle Entwicklung daraus entstehen.

IZI: Spielt denn das Thema Fernsehen, wenn die Eltern eben über die Probleme ihrer Kinder sprechen, bei ihnen überhaupt eine Rolle?

Schretter: In den Therapiestunden, die ich jetzt so überblicke, spielt es kaum eine Rolle. Erst dann, wenn Eltern anfangen, über die Kinder zu streiten, wenn sie sich vorwerfen, daß sie die Kinder zuviel fernsehen lassen, das wäre das eine. Das andere ist das Fernsehverbot, bei den Kindern als Sanktionsmittel eingesetzt sozusagen. Also immer dann, wenn's um Konflikte geht, wird das Fernsehen aktuell. Aber ansonsten denke ich, ist es ein unreflektierter alltäglicher Haushaltsgegenstand geworden. Man darf dabei nicht vergessen, daß diejenigen, die heute Eltern sind, ja auch schon zur Fernsehgeneration gehören, dieses Medium also schon in ihrer eigenen Kindheit mehr oder weniger als selbstverständlich erlebt haben. Daß viel zu wenig darüber reflektiert wird, wie Kinder Fernsehen verarbeiten, ist unbestritten.

IZI: Was kann man denn tun, um eben den Unsicherheiten der Kinder ein bißchen abzuwehren?

Schretter: Ich glaube, daß den Eltern in dieser ganzen Unsicherheitssituation, in der sie ja selbst auch sind, klar werden muß, wie wichtig die *Beziehung* für die Kinder ist. Zum Beispiel glaube ich auch, daß das Fernsehen

gar keinen so großen Einfluß hat auf die Entwicklung der Kinder, wenn die Beziehung zu den Eltern gut ist. Ich glaube, das ist das A und O für eine gesunde Entwicklung des Kindes, und das wiederum heißt, das Kind in seinen Ängsten, Sorgen, Nöten und auch Gefühlen wahrzunehmen. Das Wort *wahrnehmen*, das will ich mit ganz ganz großen Lettern geschrieben sehen, das scheint mir der zentrale Begriff zu sein. Und sich dann natürlich auseinanderzusetzen und auch Stellung zu beziehen, daß die Kinder wiederum erfahren können: Aha, da ist jemand, mit dem ich mich auseinandersetzen kann, da gibt's jemand, der mir zuhört, der mir etwas vorlebt. Die elterliche Identifikationsfunktion ist ja auch wichtig.

IZI: ...die dann auch nicht überzogen werden sollte?

Schretter: Ja ja, es gibt natürlich den Sachverhalt der Überfürsorglichkeit, das ist dann sozusagen »the other way round«. Das sind Kinder, die sich nicht entfalten können, weil ihnen durch Ängstlichkeit oder Besitzanspruch der Eltern der ganze Entfaltungsspielraum genommen wird. Auch das kommt heute noch vor, aber doch nicht mehr in dem Maße wie noch vor zehn, fünfzehn Jahren. Heute geht der Trend mehr in Richtung Laisser-faire-Haltung, sei es aus pädagogisch-ideologischen Gründen, sei es aus Hilflosigkeit oder sei es auch aus einem Stück Gleichgültigkeit heraus. Es läuft im Grunde alles auf das gleiche raus, nämlich, daß das Kind nicht genügend wahrgenommen wird.

IZI: Welche Erziehungsziele haben denn heute Eltern eigentlich?

Schretter: Ich denke, daß das schicht- oder bildungsabhängig ist. Gleichzeitig setzt sich aber heutzutage Leistungsorientierung quer durch alle Schichten durch, so, wie sie eigentlich schon von Staat und Schule vorgegeben wird. Den meisten Eltern ist sehr wichtig, daß ihre Kinder gute Noten haben, um aufs Gymnasium zu gehen und dann eben die übliche Karriere, Hochschule und so, machen zu können. Ich finde es eigentlich erstaun-

lich, wenn ich jetzt so darüber nachdenke, daß im Bewußtsein der Eltern kaum oder gar nicht drin ist, daß ihre Kinder auch beziehungsfähig werden sollten. Ich denke, dies zu betonen ist gerade heute wichtig geworden – in einer Zeit, in der die narzißtische Kultur mit ihrer Beziehungslosigkeit alle gesellschaftlichen Ebenen am Durchdringen ist. Beziehungsfähigkeit würde dann heißen, später wirklich einmal gute Partnerschaften haben zu können.

IZI: Eine Aufgabe für Eltern und Schule?

Schretter: Ja. Aber Eltern und Schule – das ist wirklich so eine ganz paradoxe Situation – scheinen ein System von Hilflosen zu sein. Die Lehrer fühlen sich hilflos zwischen zwei Stühlen sozusagen, – der Institution Schule einerseits, den Kindern andererseits und den Eltern unter Umständen noch dritterseits. Die Eltern wiederum fühlen sich ebenfalls hilflos zwischen den schulischen Anforderungen und den Nöten der Kinder. Und letztlich fühlen sich die Kinder beiden hilflos ausgeliefert. Also eigentlich ist es ein Faß ohne Boden im Moment. ■